

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 79.

Berlin, Donnerstag den 3. Juli

1845.

Spanien.

Spanien und der Katholizismus.

Nach Edgar Quinet. *)

I. Die Kirche.

Zwei Gründe waren es, die mich nach Spanien gezogen haben. Der eine war ein rein wissenschaftlicher. Die Literatur eines Volkes mag Gegenstand des Privatstudiums seyn; um aber öffentlich über das Volk zu reden, muß man die Orte, die Denkmäler, die Dinge, die Menschen, welche deren fortlaufender Kommentar sind, mit eigenen Händen berührt und mit eigenen Augen gesehen haben. Um über die Tügel der katholischen Könige sprechen zu können, muß man ihre Spur durch Gebirge und Schluchten hindurch verfolgt haben; man kennt Philipp II. nicht, wenn man das Escorial nicht gesehen. In den Moscheen von Toledo und von Andalusien begreift man erst, was noch von Muhammedanischem in Calderon's Christenthum ist.

Mein zweiter Grund war die Nothwendigkeit, in dem katholischen Reiche selbst die Lage der katholischen Kirche zu erforschen. An Ort und Stelle wollte ich jenem berufenen spanischen Religionseifer ins Antlitz schauen, ihn in der Nähe betrachten und unter seiner Asche suchen. Droht er wieder zu erstehen? Hat er den Lärm erweckt, den die theologischen Streitfragen im Norden machen? Nimmt er das Bündniß der Reaction an? Rüstet auch er sich etwa, den Geist des europäischen Südens zu binden?

Ich will sofort bemerken, daß die Ueberzeugung, zu welcher ich über diesen Punkt gekommen bin, diese ist, daß die Masse der spanischen Geistlichkeit noch keinen Begriff hat von der verwickeltesten Taktik der Priester im Norden. So viel spitzfindige Erörterungen, Bücher, Flugschriften über die Kirche haben etwas Abschreckendes für einfältige Leute, welche nicht lesen und die beinahe jedes Neue wie eine Keßerei ansehen. Unter dem halb philosophischen Gewande, welches die streitende Kirche bei uns anzieht, erkennen sie ihre alte Kirche nicht wieder; instinktmäßig misstrauen sie so vielen neuen Waffen, die sie nicht zu handhaben wissen. Das Kreuzifix und der Säbel, das sind noch die natürlichen Waffen der Menge jener von Muhammed stammenden Christen; in allen anderen sehen sie eine Gefahr und eine Schlinge für den Glauben.

Auch sind sie bis auf diesen Tag völlig taub geblieben gegen den Ausruf fremder Theologen und Priester. Ist es Instinkt der Ueberlieferung, ist es volksthümliche Partinädigkeit, das katholische Reich hat kein Vertrauen zu jener Bewegung des Rückschrittes, welche ihr zu sehr in Abstractionen und Vernunftschlüsse verwickelt erscheint. Die neuen, der Kunst der Laien abgeborgten Farben verwirren jene gewohnten der Inquisition; um Alles zu sagen, die spanische Geistlichkeit, bis jetzt weit entfernt, das innige Bündniß etwa der französischen anzunehmen, ist vielmehr sehr geneigt, diese im Verdacht von Neuerungen, von Philosophie, von Effektivismus, von Pantheismus, von Dogmatismus zu halten, wenn anders jene Worte schon über die Pyrenäen gedungen sind.

Was ist Spanien seit zwei und einem halben Jahrhundert? Es ist ein Land, welches dazu aufbehalten war, als Schauplatz der entscheidendsten Erfahrung zu dienen über die Wirkung ultramontaner Lehren, wenn sie sich selbst überlassen sind. Jedes einzelne reactionaire Beginnen verschwindet vor dieser Reaction eines ganzen Menschenstammes.

Im Angesicht des neuen Europa, des Protestantismus, der Philosophie, sammelt sich der Geist der Vergangenheit im sechzehnten Jahrhundert in Spanien und schlägt daselbst Wurzel; ein im Circus in die Enge getriebener Stier, heut er der Menge seine Stirn. Volk und König verstehen einander. Zwei Jahrhunderte lang, so schwört dies Land, soll kein neuer Gedanke, kein neues Gefühl seine Gränzen überschreiten; und dieser Eid wird gehalten. Auf daß die Lehren des Ultramontanismus und des Konziliums von Trient zeigen mögen, was sie ganz allein für das Heil der modernen Völker thun können, wird ihnen dies Land überlassen, schonungslos preisgegeben. Selbst Muhammed's Engel wachen auf der Zinne der arabischen Thürme von Toledo und der Alhambra, damit kein Strahl des neuen Wortes in die Umzäunung dringe. Scheiterhaufen werden bereitet für Jeden, der die Zukunft anrufen will. Sevilla allein rühmt sich, in zwanzig Jahren sechszehntausend Menschen verbrannt zu haben! Noch nicht genug. Dies so verschlossene Land mußte noch von einem großen Könige beherrscht werden, Philipp II., einer unerschütter-

lichen Seele, in der der Geist des Rückschrittes sich verkörpert. Selbst Titian's und Rubens' Pinself ist es nicht gelungen, mit einem einzigen Sonnenblicke jene bleiche schreckliche Gestalt zu erblicken, jenes königliche Gespenst, den unbeugsamen Herrscher einer todesstarrten Gesellschaft. Um dem Geräusch des neuen Lebens desto besser entgegen zu können, gründet dieser König seine Hauptstadt Madrid in einer Wüste; so viel er es vermag, führt er, schleppt er sein Volk in eine Thebais. Er selbst entflieht noch diesem Rest von Geräusch. Am Fuße der Felsen von Escorial sammelt er um sich vierhundert Mönche vom Orden des heiligen Hieronymus, die Tag und Nacht bemüht sind, ihn vom Lande der Lebenden zu trennen. Seine Zelle läßt er sich im Chor der Kirche bauen, am Fuße des Hochaltars in einer Vertiefung, wohin das Licht des Tages mit dem der Kerzen vermischt kaum durchzubringen vermag. In dieser Gruft wohnt er! Von dieser feuchten und dunkeln Gruft geht jener Geist des Rückschrittes aus, jenes eiserne Wehen, das, sich fortsaugend bis in die äußersten Enden Spaniens, ein von der königlichen Schlange ausgehauchtes Gift, plötzlich den Schlag jenes großen castilianischen Herzens hemmt, das bis dahin so heiß geschlagen, in welches Arabien seine Bluth geworfen hatte.

Dies dem Geiste Spaniens aufgedrückte Siegel war so stark, daß es unverändert die beiden letzten Jahrhunderte überdauert hat. Wie ist nun doch jene Maschine zertrümmert worden? Der französische Geist tritt dem Geiste des Rückschrittes in Spanien entgegen in den Kriegen Napoleon's 1809 bis 1813; das neunzehnte Jahrhundert kämpft gegen das funfzehnte, Napoleon mit dem Schatten Philipp's II. Die heilige Schaar verläßt die Klöster, das Kreuz in einer Hand, die Büchse in der anderen. In den Moscheen finden sie Muhammed's Kriegsmuth wieder. Volk und Kirche besiegeln ihre mystische Vereinigung mehr als je in dem Blute von Saragossa. Die Mönche sind Herren; sie haben die Feinde getödtet. Der von Philipp II. begonnenen Reaction ist die Krone aufgesetzt worden; die siegreiche Kirche Spaniens braucht sich nur noch ihrer unangetasteten Herrschaft zu freuen. So scheint es die natürliche Folge der Dinge. Allein gerade das Gegentheil geschieht. Spaniens Kirche, ganz freudetrunken nach Napoleon's Fall, geht unter in Spaniens Triumph.

In der That, mitten in der allgemeinen Erregung wendet das Volk mit hunderttausend Stimmen sich an seine Kirche. „Spanische Kirche“, so spricht es zu ihr, „ich habe dich verteidigt, ich habe dir den Sieg errungen, dich gerettet und gerächt. Während alle Völker andere Führer erwählt haben, bin ich dir treu geblieben. Nur dich hab' ich gewollt, nur dich gesucht, um ein neues Leben zu beginnen. Jetzt, da deine Feinde todt sind, sprich ein Wort für mich, ein einzig Wort des Lebens. Führe mich der Zukunft entgegen, von der die anderen reden, und die du allein besitzest. Ich bin nackt an Geist und Körper; kleide mich mit deinem Glanze. Kirche eines heiligen Dominikus, einer Theresia, eines Johann von Alcantara, sprich eines jener Blamnenworte, die Wunder gebären, und welche sonst die Heiligen zu unseren Vätern sprechen konnten.“ Allein auf diese neuen dem Herzen des Volkes entsprungenen Reden blieb die Kirche stumm; sie begriff diese Sprache nicht einmal. Sie schloß ihre eihernen Pforten; sie verschwand wie von selbst in die Klöster, von wo kein Gebet, kein Seufzer ausging für diese nach Hoffnung dürstende Nation. In diesem Augenblicke begriff das spanische Volk, daß die Kirche und das Volk ein ganz geschiedenes Leben hätten; es setzte seine Hoffnung außerhalb jener; es trennte sich von ihr und suchte anderswo die Gegenwart und die Zukunft.

Will man noch einen bestimmteren Grund für diesen Staunen erregenden Fall der spanischen Kirche, er ist, unverbohlen gesagt, folgender. So lange der Krieg dauerte, hat der Klerus dem Geiste seines Landes und seiner Zeit entsprochen. In der Schlacht wußten diese Männer wohl das Hellogeschrei des Hasses und der Vertilgung zu rufen. Sie haben gefühlt, was es Heiliges im Kampfe giebt, und deshalb sind sie zu ehren. Sie waren die Männer des alten Testaments, die Priester des Schlachtengottes, des Allah und Jehovah, die für einen Augenblick unter demselben Banner vereint waren. Sie haben, wie im alten Testament, ihres Feindes Haupt an der Mauer zerschellt. Das ist ihre Größe, daß sie mit der Feinde Blut ihre Kleider gefärbt. Als aber die Schlacht geendet war, da konnten diese an das Geschrei des Hasses gewöhnten Lippen das Wort des Friedens und der Versöhnung nicht wiederfinden. Sie hatten aus dem Kreuzifix eine Guerillawaffe gemacht; in diesem Bluth verbreitenden Christus vermochten sie den Hirten der Welt nicht wieder zu erkennen.

Man meint gewöhnlich, der Klerus sey gefallen, weil er seine Hände nicht

*) L'Ultramontanisme ou l'Eglise romaine et la société moderne. Paris 1844.

gebrauchte und das Land brach liegen ließ. Mit nichts! Was das edle spanische Volk von diesen Männern erwartete, war nicht die Arbeit der Hände; es war die Arbeit des Geistes, und diese hat ihm gefehlt. Man hat nicht verlangt, der Akerus solle Kanäle graben und Werkstätten errichten; man verlangte nur, er solle ein neues sittliches Leben verbreiten, das alte Gesetz aufgeben und den Quell des Geistes aus dem Felsen hervorsprudeln lassen.

Und wo seyd ihr jetzt, ihr Legionen von Guerillamönchen? Ihr Männer, fürchtbar im Kriege, machtlos im Frieden, was ist aus euch geworden? Ich hab' euch überall gesucht, in Klöstern und Zellen, in Städten und Emden; ich habe keinen gefunden. Die Klöster des Evangeliums verlassener als die Alhambra des Koran; die Paläste der Inquisition in Schaubühnen verwandelt; und auf dem Plage der Scheiterhaufen in Madrid hört man Voltaire's Lob. Nur auf verlorenem Wege hab' ich hier und da einige Menschen entdeckt, die, mit gebrochener Stimme, selbst des kirchlichen Gewandes beraubt, vor Hunger sterbend, mich um Almosen angesprochen haben. Das war der Rest der Streiterhaare Philipp's II.

Wird man endlich eine so klare Lehre begreifen? Wollte Gott, daß unsere Geistlichkeit sie vernähme! Die spanische Kirche wollte ausschließlich seyn, ohne Widerspruch und Anfechtung; es ist ihr gelungen, eine Leere um sich her zu schaffen. Philosophie, Protestantismus, anders denkende Geister, Wissenschaft, Alles hat sie verflucht, Alles ist ihr geopfert worden. Aber in dieser schrankenlosen Absonderung ist es geschehen, daß diese Männer der Vergangenheit sich selbst verloren haben. Sie wollten die moderne Welt unfruchtbar machen; die Unfruchtbarkeit hat bei ihnen begonnen. Indem sie sich ihrer Gegner entledigten, haben sie sich des Lebens entledigt. Indem sie den neuen Menschen zu tödten beabsichtigten, haben sie sich selbst hinterrücks den Streich verlegt.

Da die Kirche sich also von der Leitung der Dinge zurückgezogen, so hat das spanische Volk aufgehört sich auf sie zu verlassen. Blind war es der Feuer säule gefolgt, so lange sie geleuchtet. Diese Fadel erlosch mit dem Kampfe; was blieb ihm zu thun? Eines nur, und wahrlich eine Heldenthat, nämlich sogleich, ohne Besinnen, den Gedanken, das Symbol, die Zukunft der modernen Völker, seiner Feinde, zu erfassen, mit deren Blute es das seinige vermischt hatte.

So ist es klar, daß es gegenwärtig überall in Spanien zwei Kreise der Gesellschaft giebt; man trifft dort auf jedem Schritte, unter allen möglichen Gestalten die Epoche des Eid und die Napoleon's, das Mittelalter und das neunzehnte Jahrhundert. Wie aber einen Uebergang finden von dem einen zum anderen? Das ist die Frage, um die es sich handelt. Die anderen Völker, welche zum neuen Leben geboren sind, haben, um von einem Ufer zu dem anderen zu gelangen, das durchlebt, was man eine philosophische Epoche nennt, und womit man die geheiligte Bewegung des lebendigen Geistes in der modernen Welt bezeichnet. Vaco, Descartes, Leibniz, Luther, jene zu ihrer Zeit von der Partei des Rückschrittes so verlesenen Männer, waren die Sendboten ihrer Völker; sie haben die Welt zu dem neuen Leben bekehrt. Sie waren das, was zu anderen Zeiten St. Bonifacius und St. Patricius gewesen sind; sie haben dem Wort der Zukunft die Bahn gebrochen. Aber Spanien hat nicht einen einzigen dieser Sendboten gehabt. Keiner ist aus seinem Schoß erstanden, ihm den Weg zu weisen zu jener geistigen Freiheit, nach der es rang, ohne es zu wissen. In seiner Literatur wird man nicht eine Zeile von Philosophie finden. Es ist dies das Ideal von dem, was heutzutage Manche verlangen, von dem vollkommenen Triumph der kirchlichen Theologie, selbst in der Dichtkunst. Spanien hat nur in seinen beiden Patronen das Heil finden wollen, in Kirche und Königthum. Beide haben es verlassen. Und man wundern sich noch, daß ein von seinen angestammten Führern verlassenes oder verrathenes Volk sich im Innern verzehrt, ohne Ruhe und Frieden zu finden!

Dennoch muß man nicht wähnen, Spanien habe nichts in der Welt zu wirken, es könne nichts Neues bringen. Jene Gesellschaft hat eine ihr ganz eigenthümliche Gestalt. Mehr als irgend ein anderes in die Form des katholischen Dogma's gegossen, war dies Land eine Art gesellschaftlicher Trinität, bestehend aus Kirche, Königthum und Volk. Die beiden ersten Elemente haben es gleichzeitig im Stiche gelassen; das dritte allein hat es retten sollen; daher die Verwirrung. Und vielleicht ist es nicht durch Zufall geschehen, daß Spanien nach und nach seines Goldes beraubt wurde, so daß es jetzt das ärmste und bloßeste aller Völker ist. Der Uebermuth der Reichen und der Neid der Armen hören auf, wo die Armuth das gemeinsame Loos Aller ist. Die Fehde der Gesellschaft bleibt unbekannt. Selbennütziges Armuth, mit Würde getragen, kann den Ruhm dieses Landes schaffen, wenn seine Gesetzgeber es nur verstehen wollen. Was ist in Wahrheit jenes zerlumpete Spanien im Vergleich mit allen anderen Völkern des gegenwärtigen Europa's, die es bemitleiden? Man muß es bei seinem wahren Namen nennen. Es ist ein Volk von Proletariern, ein Königthum von Proletariern, ein Reich von Proletariern. Es habe nur den Muth, diesen Namen anzunehmen; vielleicht wird es noch einmal durch eine neue Gestaltung die Welt staunen machen.

Frankreich.

Die Weine Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Der beste Pomard, den ich je getrunken habe, wurde mir im Gasthof zum schwarzen Adler in Lüttich vorgesetzt. Ich machte dort die Bekanntschaft des unvergeßlichen Riquet, der, wie Carême sagt, von seinen Zeitgenossen

„le beau parleur“ genannt wurde. Er war der angenehmste, unterhaltendste Gesellschafter, voller Geist und Originalität, wußte sich in mehreren Sprachen auszudrücken und sprach unter Anderem mit großer Geläufigkeit Russisch. Da er nun mit der Ungezwungenheit eines alten Bekannten von Diplomaten und Ministern erzählte, so fing ich an, ihn für einen Polizeispion höheren Ranges zu halten. Während dieser Argwohn in mir aufstieg, fragte er mich, ob ich je Burgunder gekostet, den der Wirth in seinem Keller habe? Als ich dies verneinte, forderte er sogleich eine Flasche Pomard; eine zweite folgte; dann kam Chambertin an die Reihe, wovon zwei Flaschen geleert wurden, ehe die erste Stunde nach Mitternacht geschlagen hatte. Die Unterhaltung war lebhaft, und mein neuer Freund bemerkte im Laufe derselben, daß er ein Namensvetter des Bischofs von Autun sey. — „Was?“ rief ich, „von Talleyrand, dem Er-Bischof?“ — „Nein“, erwiderte er, „von Riquet. Ist es Ihnen nicht bekannt, daß Molière seinen Tartuffe nach einem Original zeichnete? Dieses Original hieß Riquet und war damals Bischof von Autun. Haben Sie je das Epigramm gehört, das auf ihn und seinen Nachfolger geschrieben wurde?

Riquet dans son tems, Talleyrand dans le nôtre,
Furent évêques d'Autun.
Tartuffe fut le surnom de l'un,
Ah! si Molière eut connu l'autre!”

Als die vierte Flasche zur Hälfte geleert war, brachte ich endlich meine Frage an, indem ich mich erkundigte, ob er bei einer Gesandtschaft ange stellt sey? Er erwiderte mit aller Aufrichtigkeit, die der Wein hervorruft: „Nein, mein Herr! Sie sehen vor sich Riquet, ehemaligen Chef der Küche Seiner Majestät des verstorbenen Kaisers aller Rußen!”

Viele Jahre später kehrte ich am Charfreitag 1841 noch einmal im schwarzen Adler ein. Die Wirthstafel bot nur Fische und Fastensuppen dar, und da ich weit gereist war und guten Appetit hatte, so forderte ich eine Hammelcarbonade oder eine Pühner-Fricassée. Aber nein! die Verordnungen der römisch-katholischen Kirche in jenem römisch-katholischen aller Königreiche hatten diese Speisen mit ihrem Interdikt belegt, und da ich weder mit einem Lütticher bisque noch mit einer Kalpastete vorlieb nehmen wollte, so verlangte und erhielt ich einen Eierluchen aux fines herbes. Ich gedachte indessen mein mageres Diner durch guten Wein zu versüßen und fragte daher nach dem einst so trefflichen Pomard; aber ach! der Wein war, gleich dem armen Riquet, nicht mehr im Reiche der Lebendigen, und selbst der böstliche, grauöspige Wirth, der die Flaschen für uns entorkt hatte, war entweder todt oder von dem Schauplatz seiner Thätigkeit verschwunden.

Der Chambertin war bekanntlich der Lieblingswein Napoleon's, ehe er nach St. Helena ging. In der Folge trank er Bordeaux, weil er wahrscheinlich glaubte, daß der Burgunder von der Seereise leiden würde. Der Chambertin wächst drittehalb Stunden von Dijon auf einem Raum von fünf und zwanzig Hektaren, die jährlich von 130 bis 150 Stückfässer vortrefflichen Wein erzeugen, der ein ausgezeichnetes Bouquet und einen aromatischen Geschmack besitzt. Von allen Burgunder-Weinen soll der Chambertin den Export am besten vertragen. Indessen darf auch er nur mit Mäßigkeit genossen werden, da er zu sehr geneigt ist, dem Blute eine fieberhafte Hitze mitzutheilen.

Der seltenste unter den Weinen Burgunds ist der Romanée-Conti, das Produkt eines Weingartens, der einen Umfang von nicht mehr als fünf Morgen enthält. Da der Ertrag eines so kleinen Raumes natürlich gering ist, so wird auch nur wenig davon ausgeführt, und er kostet zur Stelle schon sechs bis acht Franken die Boutheille. Man findet ihn selten echt, indem der Romanée-St. Vivian (vom Kloster gleichen Namens so benannt) öfters statt seiner verkauft wird; dieser letztere wird in größeren Quantitäten gewonnen und ist von einer ähnlichen, aber geringeren Sorte.

Als die Mönche noch die schönsten Weinberge des Landes im Besiz hatten, war es bei ihnen Regel, den Wein nur in Flaschen zu verkaufen. Courton und Naval in Paris, die während der Revolution den Weinberg von Clos-Bougeot für eine Million Franken oder etwa 3300 Thaler den Morgen kauften, sind diesem Beispiele gefolgt, aber es scheint, daß man die Scheidung der verschiedenen Sorten nicht mehr mit solcher Strenge vornimmt, wie sie zu den Zeiten der Mönche beobachtet wurde, und es kann daher lange dauern, ehe diese Weine wieder ihren alten Ruf erlangen.

Die Weinarten der Saone und Loire sind nicht mit den premiers crus des Côte-d'Or-Departements zu vergleichen, aber mehrere von ihnen erreichen fast die Eigenschaften, die jenen weltberühmten Distrikt auszeichnen, und sind im Allgemeinen, was die französischen Winger solider nennen, worunter verstanden wird, daß sie auf dem Transport weniger leiden und nicht so sehr zu plötzlichen Veränderungen geneigt sind, welche dem Kaufmann solches Unheil bereiten und die gerechten Klagen des Konsumenten hervorrufen. Châlons und Mâcon besitzen Weine von großem Werth. Mit dem Namen Mâcon bezeichnet man nicht allein die Sorten, die im Mâconnais wachsen, sondern auch die von Beaujolais, welches einen Theil des Departements der Rhone bildet. Die von Romanée und von Thorins in der Nähe Mâcon's sind besonders wegen ihrer Zartheit, ihrer geistigen Eigenschaften und ihres Geschmacks bekannt; die von Chenas im Kanton Braujan sind dagegen von heiferer und stärkerer Natur und halten sich drei bis vier Jahre auf dem Faß. Bormalis war hier die Rebe, welche man Chanay nennt und an der eine sehr kleine Traube wächst, allgemein beliebt; aber die Gewinnsucht der Landbauer hat an deren Stelle die Bourguignon-Traube gepflanzt, wodurch sie zwar an Quantität gewonnen, aber an Qualität verloren haben. Es ist eine nicht uninteressante Thatsache, daß der Mâcon-Wein schon von Gregor von Tours in seiner altfranzösischen Chronik gelobt wird. Er ist ohne Zweifel

der gesündeste Wein, den das fruchtbare Burgund erzeugt, und kann ohne Nachtheil in allen Jahreszeiten getrunken werden; aber der ordinäre Mâcon, den man in Paris konsumirt, ist größtentheils verfälscht. Kann man ihn echt bekommen, so ist er vorzüglich und gewährt auch noch den Vortheil, daß der Transport seine Güte nicht beeinträchtigt. Wir haben jedoch eine Anmerkung hinzuzufügen, die sich gleichmäßig auf alle Burgunder-Sorten, so wie auf alle Weine ohne Ausnahme bezieht, die, wie der Burgunder, ein feines Bouquet und einen aromatischen Geschmack haben. Solche Weine sollten nie in Eis gestellt werden, indem die Anwendung des Eises oder selbst ein zu kalter Keller sie des unschätzbaren feurigen Charakters beraubt, den ein mäßiger Wärmeegrad entwickelt. Dem gangbaren Vorurtheile zuwider, möchte ich sogar die Behauptung wagen, daß kein rother Wein gereift werden darf; in Indien und anderen tropischen Ländern mag es nöthig seyn, da die Hitze ihn sonst ungenießbar machen würde, aber in unserem kälteren Himmelsstrich halte ich es für überflüssig.

Nun kommt der Champagner an die Reihe. Der Streit, der unter der Regierung Ludwig's XIV. zwischen dem „Doktor aus Burgund“ und dem „Champenois“ über die guten und schlechten Eigenschaften der resp. Weinsorten stattfand, verdient hier eine nähere Erwähnung. Der Bourguignon behauptete, daß dem Burgunder-Wein der Vorzug über den aus Rheims gebühre, indem dieser letztere die Nerven zu sehr reize und gefährliche Krankheiten, als das Pöbagra u. s. w., hervorriefe; aus diesem Grunde, sagte er, habe Jagon, der Leibarzt Ludwig's XIV., dem Monarchen das Trinken des Champagner unterlagt. Die Einwohner von Rheims hielten es für ihre Pflicht, eine solche Beschimpfung zu rügen, und die medizinische Fakultät der Stadt ward mit dieser Arbeit beauftragt. Die Fakultät bewies natürlich ihrerseits, daß die Weine von Aï, Piery, Bersenay, Sillery, Monbré und Saint-Thierry den Preis über alle Nebenbuhler davontrügen, daß sie eine durchsichtiger, klarere Farbe, einen feineren Parfüm hätten, und daß sie endlich kräftiger und dauerhafter seyen. Der Bourguignon erwiederte, daß die Höfe von England, Deutschland und Dänemark keinen anderen Wein als Burgunder tranken, und daß der Champagner seinen Ruhm nur den beiden Ministern Colbert und Lottelier verdanke, die nicht ermangelt hätten, das Lob der ihnen gehörigen, in der Nähe von Rheims liegenden Weinberge auszuspinnen.

Hier war nun freilich der Doktor im Irrthum begriffen. Colbert war zwar aus der Champagne gebürtig, aber weder er noch Lottelier hatten den Weinen dieses Landes ihren Ruhm verschafft. Die Weinberge der Champagne waren schon Jahrhunderte vor ihrer Zeit bekannt, und Franz I., Leo X., Karl V. und Heinrich VIII. hatten jeder einen Weinberg bei Aï, mit einem darauf wohnenden Aufseher. Die anderen Einwürfe des burgundischen Kämpen haben mehr Gewicht. „Der Champagner“, sagt er, „ist ein Wein, der weder stark, noch kräftig, noch fein von Geschmack ist; er ist schwach, fade und wässrig, dem beständigen Wechsel der Farbe unterworfen und eben so wenig zur Ausfuhr nach fremden Ländern als zum Transport im Inlande tauglich, dahingegen der Volnay in Polen bei der Krönung des Sobieski getrunken ward und Beaune in Venedig bei dem Gastmahl, welches der Proveditore Morosini den Senatoren nach der Eroberung der Morea gab, herumgereicht und als einer der ersten Weine Europa's gepriesen wurde.“

Der Angriff des burgundischen Doktors hatte einen unermesslichen Erfolg. In weniger als vier Jahren erlebte er fünf Auflagen, aber dennoch ward ihm das Feld nicht ohne Widerrede überlassen. Die Fakultät von Rheims replicirte in einer neuen Denkschrift, machte die Behauptung streitig, daß Lottelier und Colbert Besitzer von Weinbergen in der Champagne gewesen wären, und suchte den Beweis zu führen, daß der Champagner seinen Ruf nicht den Ministern, sondern den Grand Seigneurs des französischen Hofes verdanke, die Ludwig den Bierzehnten zu seiner Krönung nach Rheims begleiteten und hier den Wein auf seinem heimathlichen Boden schäpfer lernten. Obgleich der Grand Monarque den Champagner seiner Gesundheit wegen aufgeben mußte, so hätten doch seine Pöflinge sich wohl in Acht genommen, seinem Beispiel zu folgen, und wenn vielleicht der eine oder der andere, um dem Könige zu schmeicheln, seine Enthaltensamkeit nachahmte, so wären sie doch bald zu dem Erkenntniß gekommen, daß mit dem Aufgeben des Champagners das Trinken seinen Reiz verliere. Die Champagner-Advokaten behaupteten ferner, daß England, Deutschland und der ganze Norden Europa's viel mehr Champagner als Burgunder tranken; daß, seitdem die Kunst entdeckt worden, den Champagner zu klären, dieses köstliche Getränk, ohne Schaden zu erleiden, nach den entferntesten Winkeln des Erdbodens verführt werde; daß der Reisende Tavernier eine Flasche mit nach Persien genommen habe; daß ein anderer Reisender mit einer Flasche in der Rocktasche den ganzen Weg nach Siam gemacht, und daß ein dritter eine Flasche über die Äpfel gehängt und sie unverfehrt nach Surinam gebracht habe, wo er sie mit großer Befriedigung trank! Man berief sich auch auf das Beispiel des römischen Kaisers Benzoeslaus oder Benzel, der im Jahr 1397 eine Zusammenkunft mit Karl VI. zu Rheims hatte und hier den Champagner so lieb gewann, „daß er sich mehrere Mal darin berauschte und seinen einzigen Augenblick aufspüren wollte, ihn zu trinken!“ Zum Schluß gab man einen Auszug aus dem Briefe Saint-Evremond's an den Herzog von Orléans, der folgendermaßen lautet: „Wenn Sie auch 200 Stunden von Paris entfernt sind, so scheuen Sie doch keine Kosten, um Champagner zu haben. Der Burgunder hat seinen Ruf bei Leuten von Geschmack verloren und wird nur noch von Handelsleuten geschätzt. Es giebt kein Land, das einen besseren Wein hervorbrächte, als die Champagne.“

Dieser Weinkrieg dauerte bis 1741, wo man eine andere Frage aufwarf: ob nämlich der Champagner auch so heilsam wäre, als er lieblich ist? Es war in Bezug auf diese Frage, daß ein Herr Navier zwanzig Jahre später in den

Schulen von Rheims die Lehre vortrug, daß der Champagner mit Nutzen bei Fiebern anzuwenden sey. Mit so vielem Eifer der Streit aber auch geführt wurde, hatten doch alle Argumente für und wider auf die Weintrinker nur geringen Einfluß; diejenigen, welchen der Champagner schmeckte, fuhren fort, ihn zu trinken, während die Burgunder-Liebhaber ihrem Nuits oder Clos-Bougeot zusprachen, ohne sich um die literarischen Fehden zu kümmern. Dies liegt einmal in der menschlichen Natur; dem liebenswürdigen Enthusiasmus eines Pater Mathew zum Troste, essen und trinken die Leute doch immer, was ihnen gut schmeckt, und sobald es nur mit Mäßen geschieht, finden wir in der That nicht das Mindeste dagegen einzuwenden.

Es ist aber jetzt Zeit, auf unser eigentliches Thema zurückzukommen. Die meisten Frauen über vierzig und Knaben unter zwanzig Jahren halten das Departement der Marne für das Wein-Paradies Frankreichs; ihre Einbildungskraft begreift in dem Worte Champagner Alles, was munter, schäumend und lebhaft ist, und das Leben hat für sie nichts Süßeres als ein Glas oder einige Gläser dieses Elixirs. Nun gestehen wir zwar ein, daß, wenn man Champagner echter Sorte findet, der weder zu süß noch zu schäumend, weder zu geistig noch zu flach ist, sondern innere Stärke und nachhaltige Eigenschaften besitzt, ein solcher Wein durchaus nicht zu verachten ist. Aber wie selten trifft man einen Wein, der diese Eigenschaften in sich verbindet! Von allen Weinarten wird der Champagner am meisten verfälscht. Es giebt keinen verständigeren Weinbauer und feineren Kenner als Jaquesson in Châlons-sur-Marne, und doch habe ich seinen Champagner in Moskau und Petersburg zu süß, in London zu hitzig gefunden. Millionen Flaschen Champagno mousseux werden in der Umgegend zu zwei und drei Franken die Flasche verkauft — ein so elendes Gebräu, daß es selbst zu diesem niedrigen Preise theuer ist. Um Champagner zu kaufen, muß man daher mit der größten Vorsicht zu Werke gehen.

„Unter dem Namen Champagner“, schreibt Henderson, „wird gewöhnlich ein funkelndes, schäumendes Getränk verstanden — ein Wein, der noch in der Gährung begriffen ist und eine Quantität Kohlensäure enthält, die sich in der Flasche entwickelt und erst beim Entorken verfliegt. In der That erzeugt aber die Champagne neben den moussirenden Weinen auch viele treffliche Sorten, sowohl rotze als weiße, die nicht schäumen. Die meisten weißen, an der Marne produzierten Weine sind allerdings von lebhafter, geistiger Natur und werden auch mehr geschätzt als die rothen oder Gebirgs-Weine. Sie unterscheiden sich durch ihren feinen Geschmack und ihren Duft, so wie durch eine angenehme, leichte Herbzigkeit, die von dem Kohlenstoff herrührt; ihre aufregenden Eigenschaften sind allgemein bekannt. Man muß jedoch wissen, daß der Wein, der am stärksten schäumt, darum nicht immer der beste ist. Es fehlen ihm vielmehr die wahren Eigenschaften des Weins, und die wenigen Alkohol-Theile, die er enthält, verfliegen mit dem aufsteigenden Schaum, berauben ihn seines Duftes und lassen im Glase nur ein schales Getränk zurück. Der stille oder leicht-schäumende Champagner (crémant oder demi-mousseux) wird daher von Kennern vorgezogen und zu höheren Preisen verkauft als der grand mousseux. Man stellt diesen Wein in Eis, ehe er getrunken wird, wodurch das Schäumen zum Theil zurückgedrängt oder nur insofern zugelassen wird, als es geschehen kann, ohne seinen Geschmack zu beeinträchtigen. Wenn man jedoch den Wein an einem kühlen Orte hält, so ist diese Vorsicht unnöthig.“

Unter den weißen Champagner-Weinen wird gewöhnlich dem Sillery der erste Rang zugestanden. Mit diesem Namen bezeichnet man die Gewächse der Weingärten von Bersenay, Mailly, Raumont u. s. w., die früher dem Marquis von Sillery gehörten und am nordöstlichen Ende der Bergkette liegen, welche die Marne von den Vogesen trennt. Der Sillery ist ein trockenes, stilles Getränk, von hellgelber Farbe, bedeutender Stärke und einem Geschmack, der einige Aehnlichkeit mit den besten Sorten des Rheinweins hat. Da er zuerst durch die Marchallin von Strées in Gebrauch kam, die vorzügliche Sorgfalt auf die Bereitung desselben wandte, so war er lange unter dem Namen Vin de la Maréchale bekannt. (Schluß folgt.)

Griechenland.

Die Insel Chios.

Am äußersten Westende des asiatischen Festlandes, und fast unter gleichem Breitengrade mit Palermo und Cordova, liegt am Wasserwege, der Aegypten mit dem schwarzen Meere verbindet, und von der europäischen Insel Andros bei Euböa mit bloßen Augen ohne Mühe sichtbar, ein gesegnetes Eiland, zwölf Quadratmeilen umfassend, die Insel Chios, noch heute, nach der furchtbaren Verheerung vom Jahre 1822, der Garten Griechenlands. Vor mehr als zweitausend Jahren schrieb Herodot: „Die Jonier haben ihre Städte gebaut in einem Land, das unseres Wissens den schönsten Himmel hat auf der ganzen Erde und der Jahreszeiten anmuthigsten Wechsel“; seine Schilderung ist noch eben so wahr am heutigsten Tage. Nie steigt die Hitze so hoch als bei uns an den heißesten Sommertagen, trotz der hochstehenden Sonne und dem wolkenlosen Himmel, die Luft hält ein wunderbares Maß zwischen zu trocken und zu feucht, im Winter bedarf man des Feuers kaum an wenigen Tagen. Ein heiteres, lebensfrohes Volk lebte hier in den Zeiten der alten Hellas, glücklich in Fülle des Reichthums und der Freiheit. Was ist aus ihm geworden in den langen schweren Jahrhunderten der türkischen Herrschaft, hat es noch einen Abglanz seiner einstigen Herrlichkeit bewahrt, ist es noch des alten Namens würdig?

Darüber belehrt uns eine so eben erschienene kleine Schrift von Herrn Dr. von Eckbrecher^{*)}, der mehrere Jahre in jenen Gegenden zugebracht hat und nun ein zwar sehr gedrängtes, aber lebensvolles und den Stempel der Wahrheit an sich tragendes Bild von der Insel und ihren Bewohnern und den Schicksalen derselben seit einem Vierteljahrhundert entwirft. Einen besonderen Reiz gewährt dem Büchlein die Pietät, mit welcher der Verfasser seinen Gegenstand behandelt, mit welcher er die Lichtseite des Charakters der Ehier hervorhebt, denn auf den Freund und Verehrer des Alterthums können die meist aus Unkunde oder übelwollenden Absichten stammenden Schmähungen, mit denen die heutigen Griechen so reichlich bedacht werden, nur einen widerlichen Eindruck hervorbringen. Herr von Eckbrecher selbst spricht sich über diese ungünstigen Berichte folgendermaßen aus: „Die auch jetzt noch im ganzen Oriente hervortretende Abneigung zwischen Griechen und römischen Katholiken ist vielleicht eine der Hauptursachen der im Abendlande verbreiteten übertrieben ungünstigen Ansichten über den Charakter der Griechen. Nämlich die europäischen Reisenden im Orient fanden und finden, da sie in der Regel die Sprache der Griechen — Dank unserer erasmischen Aussprache — nicht verstehen, leichter unter den Katholiken einige Leute, mit denen sie sich verständigen können, und schöpfen dann aus deren leidenschaftlichem Bericht einseitige Ansichten. Ferner, die römisch-katholischen Priester des Orients hatten von jeher bei ihrer engen Verbindung mit denen des Abendlandes Gelegenheit, dem Abendlande über die ihnen verhassten Bekenner der griechischen Religion ihre Bemerkungen mitzutheilen. So hörte und hört man bei uns immer nur die eine Glocke läuten.“

Herr v. Eckbrecher spricht zuerst von dem Zustande der Insel, wie er in unseren Tagen gewesen und geworden, dann von ihrer Geschichte in demselben Zeitraume. Wir erlauben uns, Einzelnes herauszuheben.

Ehios besitzt nur zwei größere Ebenen, und in beiden drängt sich der bei weitem größere Theil seiner Bevölkerung, seiner Kultur und seines Reichthums zusammen. Die eine Ebene breitet sich zu beiden Seiten der Stadt Ehios aus und ist bedeckt mit einem Walde von Orangen- und Citronenbäumen, der jährlich 20 Millionen Stück der herrlichsten Früchte liefert. Die Gärten, aus denen dieser Wald besteht, sind gegen die Gewalt der Winterstürme durch hohe Mauern geschützt und umgeben reizende aus Quadersteinen erbaute Landhäuser, welche nun freilich meist in Trümmern liegen, während vor 1822 die Anzahl der größeren allein über tausend betrug. Auf dem geräumigen, reinlichen und mit einem geschmackvollen Mosaik von schwarzen und weißen Kieselstein gepflasterten Hofe erhebt sich vor jedem Landhause auf Quaderpfeilern eine 40 Fuß lange und eben so breite Weinlaube, unter deren Schatten sich ein Brunnen befindet, aus welchem ein im Kreise herumgehendes Maulthier das Wasser aufzieht, das in einen gemauerten Behälter und von da in gehackten Rinnalen nach den einzelnen Stämmen läuft, denn ohne Bewässerung verkommen die Bäume. Die schönste Zeit, Ehios zu besuchen, ist im April und Mai, wenn die Orangen- und Citronengärten, von Nachtigallen belebt, in voller Blüthe stehen und man den Duft derselben schon meilenweit vom Meere aus wahrnimmt.

In der zweiten Ebene liegen die einundzwanzig Mastixdörfer, welche jährlich ungefähr 1500 Centner Mastix liefern. Der Mastix ist ein weißes, halb durchsichtiges Harz von angenehmem aromatischem Geruch und Geschmack, welches aus dem Mastixbaume (*pistacia lentiscus*) gewonnen wird, der zwar auch anderwärts, als z. B. in Kleinasien, Griechenland, dem südlichen Italien, Spanien und Portugal, wächst, aber nur allein in Ehios ein so vorzügliches Harz giebt.

Vor der Verheerung durch die Türken hatte die Insel an 100,000 Einwohner, jetzt kaum 40,000; doch sollen noch 10,000 Ehier im Auslande leben. Aus dem Alterthume haben die Ehier ungemene Vorliebe und Talent zum Handel ererbt. Sie machten die Speculationen und lieferten die Kapitalien, Hydra, Naxos und Spezzia dagegen gaben Schiffe und Seeleute her und führten die von den Ehiern entworfenen Unternehmungen aus. Daper kam es, daß die Hydrioten sich eine gefürchtete Seemacht schufen, und daß die Türken niemals wagten, ihre Insel anzugreifen, oder in den vorhergehenden Friedenszeiten selbst nur zu betreten, während Ehios dem ersten Angriffe unterliegen mußte. Daneben zeichneten sich die Ehier aus als unermüdete Gärtner, als geschickte Maurer, Steinmeyer, Schiffbauer und als Weber in kunstreichen Seidenstoffen. Eine musterhafte Hauswirthschaft sorgte für die Erhaltung der zusammenströmenden Reichthümer, und Gemeinnutz und Strenge der Sitten begründete eine vortreffliche Verwaltung und Handhabung des Rechtes.

Ein einziges Beispiel möge genügen, um den Gebrauch zu zeigen, den sie von ihren Reichthümern machten. — Im Jahre 1792 gründeten sie eine Schule, welche bald im Oriente berühmt wurde und kurz vor der Zerstörung 700 Schüler zählte, von denen 200 Fremde waren. In dieser etwa mit einem Lyceum vergleichbaren Anstalt für niedere und höhere Geistesbildung wurde gelehrt: altgriechische Sprache und Literatur, Mathematik (niedere und höhere), Physik, Chemie (in einem reich ausgestatteten Laboratorium), Logik, Metaphysik, Rhetorik, theologische Wissenschaften, Geschichte, Zeichnen, Musik, Französisch und Türkisch. Die Oberaufsicht führten vier Vorsteher und vier

*) Die Insel Ehios. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin am 8. März 1845 gehalten von Gustav von Eckbrecher. Berlin, Verhge. 42 S. 8, mit einer Karte von Ehios.

Ephoren. Außer den acht bis zehn Lehrern der höheren Abtheilung waren vierzehn für den niederen Unterricht ange stellt. Sämmtliche Schüler bezahlten Nichts, und die, welche sich besonders auszeichneten, wurden auf öffentliche Kosten zu weiterer Ausbildung nach deutschen oder französischen Universitäten geschickt.“

„Die Lehrer waren reichlich besoldet, und konnten sie nicht auskommen, so halfen ihnen die Vorsteher, die aber, welche das Alter schwach machte, wurden auf öffentliche Kosten erhalten. An einem schönen Hofe und Garten lag das Gebäude der Schule, jetzt ein formloser Schutthausen! Es war geräumig und glänzend erbaut — nur für den Bau des Theiles von ihm, der die Bibliothek enthielt, und für die Herleitung von Quellwasser hatte man 30,000 Thaler aufgewendet. Die Bibliothek war vor der Zerstörung auf 12,000 Bände aus den verschiedensten Fächern angewachsen. Durch Korais' (Korais war in Smyrna, sein Vater aber im Dorfe Volissó geboren) Bemühungen war auch eine Buchdruckerei mit mehreren ausgezeichneten Pressen von Paris herbeigeschafft, welcher ein deutscher Buchdrucker, Bayerhoffer, aus Frankfurt am Main, vorstand.“

„Ihre Einkünfte bezog die Schule hauptsächlich aus reichlichen Beiträgen, welche in allen Städten, wo Ehier wohnten, gesammelt wurden, aus Vermächtnissen begüterter Ehier, und 4000 Thlr. erhielt sie jährlich aus der Kasse des Gemeinwesens von Ehios. Ferner hatte man bestimmt, um die überhand nehmende Verschwendung bei Hochzeitsfesten einzuschränken, daß dazu nur die allernächsten Verwandten und in Ehios anwesende Fremde eingeladen werden durften, und daß dafür 1 pCt. von der Mithgift den Einkünften der Schule zufallen sollte. Ihre jährlichen Ausgaben waren 20,000 Thaler, doch überstiegen immer die Einkünfte die Ausgabe. (Auch jetzt noch thun reiche Ehier viel für die geistige Bildung der griechischen Jugend, was besonders der Universität von Athen und anderen Unterrichts-Anstalten Griechenlands zu Gute kommt.)“

„Die Sorgfalt aber und Freigebigkeit, welche die Ehier ihrer Schule zuwendeten, ist um so mehr zu schätzen, weil sie uneigennützig war. Wer bezahlte die Ausgaben dieser Schule? — die Reichen und Angesehenen, — und gerade ihnen kam sie zur Ausbildung für ihren Hauptberuf am wenigsten zu Statten; denn es war fast allgemeine Sitte, daß sie ihre Söhne, sobald sie das dreizehnte oder vierzehnte Jahr erreicht, nach Konstantinopel oder Smyrna zur Erlernung des Handels schickten. So kam der höhere Unterricht fast ausschließlich den minder Bornehmen und Begüterten oder den Fremden zu.“

Vor solchen Thatfachen müssen denn doch wohl die zum Ueberdruß wiederholten Anschuldigungen der Griechen verstummen; sie beweisen doch wohl schlagend, was das Volk fähig ist, wenn man es nur vom Druke befreit und sich selbst überläßt.

In gleich liberalem Sinne hatten die Ehier ferner eingerichtet: eine Quarantaine-Anstalt, ein Krankenhaus, ein Hospital für Ausfällige, eine Vorsteherchaft der gefänglich Festgesetzten. Auch die Einrichtung ihrer Verwaltung und ihr Rechtswesen verdienen in gleichem Grade unsere Achtung.

So war die Lage des Landes vor 1822. Von den Gräueln der türkischen Verwüstung kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß allein über dreißigtausend Menschen getödtet oder in die Sklaverei verkauft wurden. Zwanzigtausend wurden von den Patrioten und durch Hilfe der europäischen Konsula gerettet und zerstreuten sich in alle Welt. Sechstausend gingen nach Triest, andere nach Griechenland, wo ihnen besonders Syra sein Aufblühen als Handelsstadt verdankt, nach London, Manchester, Liverpool, nach Astrachan, Teheran, ja nach Nord- und Süd-Amerika und Ostindien. In Ehios blieben etwa zehntausend, meist arme Landleute.

Dies ist ein kurzer Ueberblick des Reichthums, den der Verfasser in seinem Büchlein ausgebreitet hat, welches wir der Beachtung unserer Leser bestens empfehlen. Wir stimmen von Herzen in die Worte ein, mit denen Herr von Eckbrecher seine Betrachtung schließt: „Sollen wir die Türken vertreiben? zertreten? weil wir stark und sie schwach sind. — Ich gäbe nicht meinen Rath dazu. Wir kämen in Gefahr, den Unschuldrigen mit dem Schuldigen zu strafen. Auch Völker gegen Völker haben ein Gebot der Liebe. Aber zwingen könnten wir die Türken, zwingen mit allen Mitteln, die europäische Macht jetzt zu Gebote stehen, zwingen zu ihrem eigenen Heile, daß sie dem Eindringen unserer Kultur und Religion nicht willkürliche Schranken setzten, daß sie gegen irgend ein christliches Volk, mit dem sie leben, sich nicht wie Herren benähmen.“

3. 3.

Mannigfaltiges.

— Zunahme des englischen Handels. Der Handel Englands mit Europa hat sich während der letzten zwölf Jahre fast verdoppelt; auch mit den übrigen Ländern der Erde hat er außerordentlich zugenommen. Die englische Gesamt-Ausfuhr im Jahre 1831 betrug 37,164,372 Pfd. Sterl., im Jahre 1843 aber 52,279,709 Pfd. Im Jahre 1831 kamen auf die außer-europäischen Länder 23,523,932 Pfd., im Jahre 1843 28,293,750 Pfd. Die Ausfuhr nach Europa hat sich also von den 13,640,440 Pfd. des Jahres 1831 im Jahre 1843 bis zu der ungeheuren Summe von 23,983,959 Pfd. erhoben. Die neue, im Laufe dieses Jahres von Sir Robert Peel vorgelegte Veränderung der Zölle wird offenbar eine noch größere Steigerung der Ausfuhr zur Folge haben.